

Manuskript, Erlangen 30.04.2010

Feindbild Islam

Antisemitismus und Islamophobie

**Vortrag und Diskussion
mit Constantin Wagner**

**am 30.04.2010, 19.30 Uhr
im LWL-Bildungszentrum Jugendhof Vlotho**

Bei Diskussionsveranstaltung dieser Art, jedenfalls sofern es keine Leute im Publikum gibt, die nur gekommen sind, um die Veranstaltung zu stören und der Welt zu beweisen wie schlimm die Muslime sind, entsteht häufig die Frage: Was kann man tun gegen Islamfeindschaft und für gleiche Beziehungen, Dialog, Austausch und zur Verständigung? Es scheint mir so, als sei dieses Seminar auch von diesem Geiste getragen. Das ist mir natürlich lieber, als der andere beschriebene Modus.

Ich würde mich aber auch nicht wohl fühlen mit der Aufgabe, schnelle Antworten zu geben und bin für meinen Teil auch skeptisch, ob es einfache und schnelle Lösungen gibt, wenn wir über das Phänomen „Rassismus“ reden – und in diesen Kontext gehört Islamfeindschaft. Wir brauchen zunächst erst einmal eine gemeinsame Analyse, wen wir wie sehen, warum das so ist, was in diesen Ansichten alles mitschwingt, wie wir zu unseren Einstellungen kommen und auf welcher Grundlage sie stehen. Die Fragen, die wir in diesem Kontext verhandeln, haben mit historischem Erbe zu tun, mit dem aktuelle Machtverhältnisse korrespondieren, die wir auch nicht mal eben so abschaffen können und die uns verschiedene Positionen zuweisen, die im Austausch nicht einfach überwunden oder transzendiert werden können. Ich spreche hier von gesellschaftlichen Positionen, von denen aus jemand spricht – ich werde darauf im letzten Teil meines Inputs zu sprechen kommen.

Vielleicht wollen Sie ja auch gar keine schnellen Antworten von mir; überhaupt habe ich ja die dankbare Aufgabe, Fragen anzureißen, für die Sie dann das ganze Wochenende Zeit haben. Im ersten Teil des Vortrags will ich mich der Frage widmen: Wie kommt es denn überhaupt zur derzeitigen Wahrnehmung von MuslimInnen. Dafür werde ich so vorgehen, dass ich einige Erkenntnisse der Medien- und Vorurteilsforschung referiere und wir uns dann gemeinsam ausgewählte Beispiele anschauen, um die verschiedenen Mechanismen nachzuvollziehen. Als zweites und in die Diskussion überleitend werde ich mich mit den Schwierigkeiten beschäftigen, die auftauchen, wenn man diesen Ist-Zustand überwinden will.

Einstieg

Wenn morgen in der *Vlothoer Zeitung* von unserer Zusammenkunft hier berichtet würde „Bei dem Abendvortrag im LWL-Bildungszentrum waren XX Männer anwesend“, dann können Sie hier nachzählen, ob das stimmt. Stünde zur Teilnehmerstruktur weiter nichts im Bericht über diese Veranstaltung, dann würde das Lesepublikum daraus wahrscheinlich schließen, dass außer den XX Männern niemand da war, weil man von dem kleinen berichteten Teil auf das große Ganze schließen würde. Wir würden die erwähnten Fakten als Repräsentanz für den gesamten Sachverhalt nehmen, um den es geht – in diesem Fall um unsere Vortragsveranstaltung. Da es sich zudem um den Kontext einer Bildungsveranstaltung handelt, würden die ein oder anderen aus ihrem Weltwissen schöpfen und denken „Aha, Bildungsveranstaltung, Männerdomäne...“ oder so etwas Ähnliches.

Wenn das Beispiel auch etwas artifiziell ist, so beschreibt es doch den normalen Vorgang der Rezeption von Nachrichten, die ja immer nur kleine Ausschnitte aus einem viel größeren Ganzen bieten. Diese werden aber vor allem, wenn sie immer wieder wiederholt werden, für die ganze Wahrheit gehalten und verallgemeinert.

Wenn über unsere Zusammenkunft gar nicht berichtet wird, dann ist für die Leserschaft der *Vlothoer Zeitung* zu einem großen Teil auch unser Beisammensein, wie immer wir es auch erleben, überhaupt nicht existent. So ergeht es natürlich dem allermeisten auf der Welt – es bleibt im Dunkel des Nichterwähntwerdens.

Eine weitere Tücke im System liegt in der menschlichen Wahrnehmung, die uns die Dinge zuerst und verstärkt wahrnehmen lässt, die wir schon kennen – auf die bereits vielfach gezeigt wurde. Dies führt zu einem Effekt, dem auch Journalisten unterliegen: man reist vor Ort, um sich ein eigenes Bild von der Situation zu machen und sieht nur wieder die Dinge, die man erwartet – um die vielen Gegenbeispiele gleich nebendran in gleicher Weise wahrnehmen zu können, müsste man sich diesen Mechanismus immer vergegenwärtigen und aktiv die Überwindung dieser eingeschränkten Sicht anstreben. Das gelingt auch manchmal einigen, ist aber viel weniger selbstverständlich als die Reproduktion dessen, was man schon immer zu wissen glaubte. Je vielfältiger der „anvisierte“ zu beschreibende Raum, umso größer die Wahrscheinlichkeit, dass man für alles, was man schon „weiß“ auch einen Beleg findet. Da unsere kritische Aufmerksamkeit immer dann sinkt, wenn wir auf Bekanntes stoßen, lässt dieser Mechanismus schnell einzelne Beispiele zum ultimativen Beweis für einen lange behaupteten Missstand mutieren. Die so genannte islamische Welt ist eines von vielen Beispielfeldern, aus dem man selektiv immer genau das Beispiel wählen kann, das die eigene Theorie bestätigt. Inzwischen vertreten wenige kleine und bestimmte Ausschnitte enorm vergrößert die Wahrnehmung „des Islams“: die von einem exotischen, fremden, unverständlichen Anderen und die von einem pervertierten religiösen Verständnis, die von Repression, Rückschritt, Radikalisierung.

Ich werde Ihnen nun versuchen zu zeigen, wie eine stereotype Wahrnehmung, man kann auch sagen ein Feindbild, wenn diese stereotype Wahrnehmung durchgängig negativ strukturiert ist, entsteht.

Hier ist es vielleicht an der Zeit, eine kleine Anmerkung zu machen: Ich werde im Laufe des Referats die guten Beispiele weglassen, die es auch gibt: *gut* im Sinne von differenziert, nicht im Sinne von idealisierend. Aus wahrnehmungstheoretischer Sicht kann man zwar sagen, dass ein kleiner Anteil von Stereotypentransport bereits genügt, um vielfach vorhandene ablehnende Einstellungen gegenüber Islam und Muslimen zu bedienen und zu bestätigen – dennoch sollten wir die positiven Beispiele nicht unter den Tisch kehren, auch wenn eine negativ-stereotypisierende Darstellung von Islam und MuslimInnen leider häufig die Realität in gesellschaftlichem und so auch im Mediendiskurs darstellt.

Die Konstruktionsmechanismen, die zu einem „Feindbild Islam“ oder, schwächer, zu einer negativ-stereotypisierenden Darstellung führen, sind selbstverständlich nicht nur in Bezug auf MuslimInnen, sondern ebenso bei anderen markierten Outgroups wirksam (weswegen sich ein Vergleich mit anderen Rassismen anbietet, und zum Antisemitismus als Vergleichspunkt werde ich ja auch noch kurz kommen). Diskriminierung durch Mediendarstellung funktioniert in subtiler Weise über verschiedene Diskursmechanismen. Einige der für das Verständnis des Islambildes in den Medien und darüber hinaus relevante Konstruktionsmechanismen sollen im Folgenden kurz beschrieben werden.

Konstruktionsprinzipien

Zeigen und Ausblenden

Ein „Zeigen“ präsupponiert immer, dass das Berichtete die Situation repräsentiert. Durch einen Text, der ausschließlich „Fakten“ berichtet, aber eben nur auf bestimmte Aspekte verweist, wird eine neue (mediale) Wirklichkeit erschaffen. Vor allem dort, wo ein direkter Zugang erschwert und die Sekundärerfahrung die einzige Quelle ist, wiegt die Konsequenz der Tatsache, dass nur ausgewählte Ausschnitte gezeigt werden (können), schwer. Ein praktisches Beispiel für den Mechanismus Zeigen und Ausblenden habe ich bereits versucht mit der möglichen Berichterstattung über unsere Veranstaltung in der *Vlothoer Zeitung* zu geben.

Über „Zeigen“ und „Ausblenden“ entsteht eine Merkmalsreduktion und Dominantsetzung dieser Merkmale. Durch die Rekurrenz auf etwas scheinbar Typisches wird dabei eine ganze Assoziationskette aktiviert. Diese Assoziationsketten können schon durch einzelne Wörter, aber auch durch Sätze und Implikationen aktualisiert werden. Man kann davon ausgehen, dass durch die ständige Wiederholung eines bestimmten Darstellungsmusters feste Assoziationsketten entstehen.

Gleichzeitig werden gegenteilige Informationen ausgeblendet. So kann Berichtetes im Detail nicht falsch sein, aber trotzdem durch Selektivität bestimmten Annahmen und Vorbehalten folgen.

Anhand eines Berichts über die Situation von Frauen in Bangladesch wird das klar (aber es gibt hierfür natürlich unzählige Beispiele). Während in dem Artikel deutlich wird, dass in dem armen Land vor allem Wirtschaftsfaktoren und Naturkatastrophen jedes Lebensschicksal bestimmen, heißt es am Ende des in der *Zeit* erschienenen Beitrags „...die Rede ist vom islamischen Bangladesch.“ Man hätte ebenfalls – und genauso „korrekt“ – den Satz folgendermaßen beschließen können: „... die Rede ist vom demokratischen Bangladesch“, oder „... die Rede ist vom asiatischen Bangladesch“, oder gar „... die Rede ist vom von einer Frau regierten Bangladesch“. Obwohl es sich jeweils um Fakten handelte, entsteht jedes Mal ein völlig anderer Eindruck von Kausalitäten/Zusammenhängen. Dies zeigt, wie die Entscheidung für einen Realitätsausschnitt die Wahrnehmung dieser „Realität“ beeinflusst.

Sinn-Induktion bzw. Induktionseffekte

Mit diesem Mechanismus werden ohne explizite Bezüge oder argumentative Rechtfertigung Zusammenhänge zwischen unterschiedlichen Sachverhalten hergestellt. In unserem konkreten Fall: Den MuslimInnen werden über diesen Effekt bestimmte Eigenschaften zugeschrieben. Bei zwei nebeneinander bzw. zusammen präsentierten Bildern und/oder Texten wird ein Sinnzusammenhang zwischen diesen hergestellt bzw. induziert. Das eine Bild bzw. der eine Text nimmt Einfluss auf die Wahrnehmung des jeweils anderen und bildet den Kontext desselben, wodurch bestimmte Merkmale in den Vordergrund, andere in den Hintergrund treten.

Die Mechanismen der Sinn-Induktion können auch auf neuere Komposita wie „islamischer Terrorismus“ angewendet werden. Klassischere Beispiele sind das Zeigen des Bildes einer Moschee zu Themen wie Entführungen im Irak, Atombombenplänen im Iran, islamischen Weltverschwörungsplänen oder Sonderpublikationen zum Israel/Palästina-Konflikt. Ähnlich verhält es sich bei den Symbolen Gebet und Kopftuch, die sehr häufig problematische Themen illustrieren (dazu ausführlicher später). Gemäß dem Wahrnehmungsprinzip der Sinn-Induktion entstehen hier bestimmte Assoziationsketten.

Werden Dinge zusammen präsentiert, werden sie auch immer füreinander relevant gehalten, als kausal zusammenhängend interpretiert. In der Filmtechnik nutzt man diesen Automatismus menschlicher Wahrnehmung beim Sinn-Induktionsschnitt aus und dort hat es als ästhetisches Mittel auch seine Berechtigung. Anders in Nachrichtensendungen und Dokumentationen.

Durch eine Tradition in der Faktenauswahl ist bereits ein unbewusstes Wahrnehmungsraaster entstanden. Ist ein Frame schon sehr fest verankert, dann finden häufig Umdeutungsreaktionen statt, wenn ein Faktum überhaupt wahrgenommen wird, dass der eigenen Theorie widerspricht. Allein das macht es schon fraglich, ob Kontakt zu Muslimen zwangsläufig Islamfeindschaft aufbricht.

Markierung

Voraussetzung für die Zuschreibung von Eigenschaften – sei es implizit über den Mechanismus der Sinn-Induktion oder ganz explizit – ist zunächst die Konstruktion einer Gruppe (diese Konstruktion liegt an der Basis jedes Rassismus). Dies geschieht über die Markierung. Dadurch, dass die Aufmerksamkeit auf diese Gruppe gerichtet ist – sie markiert ist –, werden Phänomene zunehmend der Gruppenzugehörigkeit zugeschrieben und weniger anderen Umständen. Auf ausgewählte Fakten kann dabei sprachlich gezeigt werden, während Gegenteiliges ausgeblendet bleibt. So ist häufig zu beobachten, dass die Gruppenzugehörigkeit bei Tätern, sofern sie einer Minderheitengruppe angehören, genannt wird, während dies bei „einheimischen“ StraftäterInnen sehr viel seltener der Fall ist. Dadurch wird eine Vorstellung evoziert, die zu einer negativen Darstellung der jeweiligen Gruppe beiträgt. Bereits hier liegt eine Diskriminierung vor – wenn Personen nicht als Personen, sondern lediglich als Element einer Personengruppe kategorisiert und in diesem Zusammenhang bewertet werden.

Markierungen des „Islamischen“ häufen sich sowohl im Negativen als auch im Positiven, in bildlichen wie auch in sprachlichen Darstellungen. Markierungen funktionieren durch das Erwähnen eines Gruppenzugehörigkeitsmerkmals auch ohne dass dieses für den verhandelten Sachverhalt relevant ist. Neben der Markierung als Sondergruppe spielt die Zuweisung bestimmter Eigenschaften zu der markierten Gruppe eine wichtige Rolle. Ein ähnlicher Effekt wird über einfache Adjektivierung erzielt – obwohl es sich um Fakten handeln mag: Wir hatten schon das Beispiel, dass ein bestimmtes Land als „islamisches“ Land bezeichnet wird – es entsteht gleichsam ein Eindruck von Kausalität. In diesen Zusammenhang gehört auch die unterschiedliche Benennung vergleichbarer Ereignisse. So verschleiert die Bezeichnung „Ehrenmord“ eine Ähnlichkeit des Verbrechens mit dem, was man landläufig als „Familiendramatik“ bezeichnen würde: Ein „Ehrenmord“ beabsichtigt, das übliche System der Ehre wiederherzustellen, während in einer „Tragödie“ die Verhältnisse aus den Fugen geraten sind. Bei „denen“ stellt die patriarchale Ordnung offenbar die Norm dar – bei „uns“ ist Gewalt gegen Frauen eine Abweichung, die Wahnsinnstat eines Einzelnen.

An dieser Stelle darf ich Sie zu einem Gedankenexperiment einladen: Überlegen Sie sich einmal, was berichtet worden wäre, wenn die Missbrauchsfälle in Schulen und kirchlichen Einrichtungen von Personen mit anderer Religionszugehörigkeit begangen worden wären! Ich

bin sicher, dass in der öffentliche Debatte ihre Religionszugehörigkeit kausal mit den Taten in Verbindung gebracht worden wäre und die berechtigte Bestürzung über die grausamen Geschehnisse in eine Stigmatisierung der ganzen „Gruppe“, nicht nur der konkreten Täterinnen und Tätern, gemündet wäre.

Metaphern und Kollektivsymbolik

Die Beschäftigung mit Metaphern und Kollektivsymboliken zeigt, wie wörtlich der Ausdruck „Das Bild von MuslimInnen“ ist. Die Aufgabe von Kollektivsymboliken ist es, komplexe Phänomene in einfache Zusammenhänge bildlich zu übertragen und damit auf eine bestimmte Art und Weise zu erklären. Dabei dient die Metapher oft zur evaluativen Konnotation. Es ist zu beachten, dass auch ohne Intention seitens der AutorInnen durch den Gebrauch einer bildhaften Sprache bestimmte Aspekte beleuchtet und andere verdeckt werden, weswegen von einem interpretativen und sogar realitätskonstituierenden Charakter ausgegangen werden kann, in dem sich „Denkgewohnheiten“ manifestieren.

Metaphern haben als bildliche „Erklärungen“ dabei einen kognitiven Mehrwert, sie prägen Inhalt und Konzeption von Texten und Diskursen entscheidend mit. Bestimmte Ansichten erscheinen bisweilen sogar als unangreifbar, weil die Logik der Symbole keinen oder kaum Widerspruch erlaubt. Sie sind Symbole, die kollektiv verankert und allgemein verständlich sind und können auch als „Sinn-Bilder“ bezeichnet werden. Ein simples Beispiel: Den bedrohlichen „Fluten“ von Einwanderern stehen „die Deutschen“ bzw. „wir Deutsche“ als homogene Gruppe, die allen Unterschieden zum Trotz als kulturell homogen symbolisiert wird, gegenüber.

Nun würde ich gerne zu einem Beispiel kommen, in dem Sie die gerade beschriebenen Mechanismen wiedererkennen können:

Die Verwendung des von Bildern, auf den kopftuchtragende Frauen zu sehen sind zur Darstellung von Ausländer- bzw. Migrationsthematik und damit von Fremdheit, aber auch zur Vertretung von Gewaltthemen im Zusammenhang mit dem so genannten Islamismus hat schon eine lange Tradition, die zu einer Umdeutung dieser Kopfbedeckung in Richtung eines politischen Symbols geführt hat. Beschränken wir uns auf einige prägnante Beispiele aus einem unerschöpflichen Fundus der letzten Jahre. Sie sehen, dass die Verwendung des Kopftuchs der Muslimin zu einem gängigen Motiv in der Berichterstattung von problematischen Themen geworden ist – quer durch alle Medien.

Neben diesen Beispielen gibt es noch Varianten aus der Blogosphäre, die in ihrer diskriminierenden Qualität wesentlich expliziter sind. An diesen zeigt sich auch, wie unehrlich die Debatten um die muslimischen Frauen geführt werden. Die Grafik ist entlarvend, weil sie alle Elemente des Diskurses in sich vereint. Dominant ist dabei der Eindruck, dass die muslimische Frau uns bedroht – und zwar durch die „demografische Bombe“, die mit ihrem Bauch als bereits gezündeter Bombe doppeldeutig visualisiert wird. Der vermeintliche Befreiungswunsch gegenüber den Frauen, der auch immer wieder geäußert wird, tritt hier hinter der Bedrohungsempfindung zurück. Die Instrumentalisierung der Frauensolidarität entlarvt sich auch am Beispiel Afghanistans, wo sich die Situation von Frauen außerhalb Kabuls durch den Krieg nur mehr verschlechtert zu haben scheint. Hier stellt sich die Frage, ob es darum geht, den Frauen zu helfen oder eher darum, deren Unterdrückung immer wieder festzustellen. Auch in der Schweiz dürfte die Situation der muslimischen Frauen nicht besser geworden sein, nachdem Islam und MuslimInnen Objekt politischer Kampagnen geworden sind.

Auch im Karikaturenstreit entschied sich der *Spiegel*, um wieder zu einem Beispiel aus dem Mainstream zu springen, die Reaktion „der muslimischen Welt“, die ja eigentlich keine homogene war, per verschleierter Muslima auf dem Titel zu symbolisieren, versehen mit den Worten „der heilige Hass“. Wohlgermerkt, die Frau zieht sich selber so an. Aber die Zuordnung dieser Kleidung zu bestimmten Themen geschieht in Redaktionen.

Auf die beobachtbare stereotype Zuordnung von „Frau mit Kopftuch = Problem, Rückschritt“ vs. „Frau ohne Kopftuch = Emanzipation, Fortschritt“ gehe ich an dieser Stelle nicht ein – beobachten Sie aber einmal aufmerksam die Darstellungen in dieser Hinsicht! Dazu gehören auch Umdeutungen wie „Sie ist emanzipiert, obwohl sie Kopftuch trägt“ u.ä. Diese Interpretation zeigt deutlich die Denkschablone und verfestigt sie gleichzeitig sogar, so dass Gegenbeispiele zur Ausnahme erklärt werden, und damit das Bild konstant bleibt.

Diese Bilder schwingen mit, wenn man darüber diskutiert, ob Kopftücher in bestimmten Institutionen oder Bereichen erlaubt sein sollen oder nicht.

Auch, dass das muslimische Gebet in die Berichterstattung über Terrorakte ständig hineingeschnitten wird, verändert die Bedeutung der Bilder betender Muslime. Auch diese Berichterstattung hat sicherlich Einfluss auf die zum Teil so heftig geführten Moscheebaudebatten. Eigentlich gibt es keine Relation von Beten und Aggression, aber dieser Sinn wird induziert, wenn Bilder von betenden Muslimen zur Visualisierung von Terrorberichterstattung genutzt werden.

Diesen Mechanismus der „nahegelegten Fehlinterpretation“ können wir nicht nur in Bezug auf religiöse Gruppen, sondern auch in Bezug auf Nationalitäten, Phänotypen und Geschlechtsidentitäten sehen. Dabei wird ein Gruppen-Merkmal in den Kontext eingebracht, obwohl es für den Sachverhalt um den es geht, eigentlich nicht relevant ist. Wenn ich sage: „Der Autounfall hat nichts damit zu tun, dass eine Frau am Steuer saß“ – dann ist es schon passiert. Wie auch immer ich mich zu etwas äußere, das Erwähnen eines zusätzlichen Merkmals – ob Geschlecht oder andere Gruppenzugehörigkeitsmerkmale – suggeriert einen irgendwie gearteten Zusammenhang.

Dass das nicht harmlos ist, können wir nachvollziehen, wenn wir uns die Berichterstattung über Jüdinnen und Juden im 19. Jahrhundert ansehen. Anlässlich der Wirtschaftskrise von 1873 wurden alle Beteiligten an Spekulationen und Firmenpleiten kritisiert. Bei den jüdischen Beteiligten wurde dieses aber extra erwähnt – etwa indem man die beschriebene Person als „mosaischen Glaubens“ oder ganz direkt als „jüdisch“ bezeichnete. Die nichtjüdischen Verbrecher wurden zwar auch kritisiert, aber nicht als „christlich“ o.a. markiert und so blieb der Eindruck, dass die Krise vor allem von Juden verursacht wurde.

Der Journalist Otto Glagau hatte sich mit dieser Artikelserie über die beteiligten Börsianer und Gründer denn auch einen Antisemitismusvorwurf eingehandelt, konnte diesen aber erfolgreich abwehren, weil er belegen konnte, dass er ausnahmslos alle beteiligten Verbrecher in seinen Beiträgen vorgeführt hatte. Das stimmt und er hat auch ausschließlich Fakten genannt – lediglich die Relevanz der jeweiligen Fakten wäre zu prüfen gewesen. Denn im Falle eines jüdischen Akteurs hat er dieses Faktum miterwähnt, bei den christlichen Akteuren die Religionszugehörigkeit unerwähnt gelassen (s.o. Markierung). Wenn Dinge erwähnt werden, werden sie aber auch für relevant gehalten – relevant für den Sachverhalt, um den es eigentlich geht. Und so konnte hier leicht der Eindruck entstehen, die ruinösen Machenschaften wären vor allem „jüdische Taten“ gewesen.

Und schon viel früher hat Ludwig Börne die Folgen dieser markierten Wahrnehmung auf den Punkt gebracht: „Die Einen werfen mir vor, daß ich ein Jude sey, die Anderen verzeihen mir es; der Dritte lobt mich gar dafür; aber Alle denken daran. Sie sind wie gebannt in diesem magischen Judenkreise, es kann keiner hinaus.“

Vergleich Antisemitismus

Damit sind wir schon mitten im Vergleich zum Antisemitismus. Die Faktenlage in Bezug auf die aktuelle Diskussion über Muslime ist eine gänzlich andere als im Antisemitismus (und es gibt eine ganze Reihe von Unterschieden zwischen Antisemitismus und Islamophobie, aber der Verallgemeinerungsmechanismus ist zunächst genau der gleiche – ebenso wie die sich ausbreitende Idee einer Weltverschwörung oder, noch verbreiteter: der Generalverdacht gegenüber einer als mehr oder minder homogen wahrgenommenen Gruppe von Menschen.

Wenn man sich die Argumente im Berliner Antisemitismus-Streit 1880 vor Augen hält, dann entdeckt man etwa die Forderungen nach Zuwanderungsbeschränkungen, nach der Kontrolle jüdischer Schulen und Bücher, Predigten auf Deutsch und die Forderung, keine jüdischen Lehrer und Richter mehr zuzulassen. Ebenso findet sich der Vorwurf der moralischen Verderbtheit sowie die Figur der Unvereinbarkeit des Judentums mit christlichen Werten bzw. der Moderne. Die jüdische Identitätswahrung wurde als „religiöser Eigensinn“ verstanden, der der nationalen Identität entgegensteht. Die Aussagen der Zeitgenossen um 1880 machen deutlich, dass man dem Judentum die Kompatibilität mit „der Moderne“ und „unserer Rechtsordnung“ absprach. Das Misstrauen verlangte Kontrollen von Talmudschulen und Übersetzungen der hebräischen Predigten. Plötzlich galt „antijüdische Religionskritik“ nicht mehr als voraufklärerische Haltung, sondern als Teil des modernen Staates. Etliche andere Elemente, die wir etwa aus der Leitkulturdebatte kennen, sind hier wieder zu finden.

In Bezug auf „die Juden“ herrschten Ende des 19. Jahrhunderts feste Vorstellungen, die so oft wiederholt worden waren, dass sie von vielen kaum noch hinterfragt wurden und so auch kaum noch ihre Widersprüchlichkeit auffiel.

Zur Dämonisierungsmetapher von MuslimInnen kann durchaus eine bewährte Ikonografie gezählt werden, die wir aus dem Antisemitismus kennen: das Greifen um die Welt, eben die Visualisierung einer Weltverschwörungstheorie. Wie im 19. Jahrhundert, Rothschild um die Welt greifend dargestellt wurde, so greifen heute antiislamische Blogs zu genau dieser Ikonografie.

Wenn wir noch einmal die alte Startseite der „islamkritischen“ Website www.gruene-pest.de betrachten wird nicht nur klar, dass mit der Selbstbezeichnung („grüne Pest“!) mit ähnlichen Metaphern gearbeitet wie zu Hochzeiten des Antisemitismus, sondern auch in der bildlichen Darstellung der Weltverschwörung mit den hier gezeigten weltumgreifenden Bildern gearbeitet wird, die phänotypisch ein Kollektiv darstellen sollen.

Dies ist die altbewährte Anwendung entmenschlichender Metaphern auf die Anvisierten. Dabei geht es durch die Erklärung zum „Parasiten“ oder zu einer „gefährlichen Krankheit“, wie durch die Verwendung etwa der Begriffe "Krebsgeschwür", "Ansteckungsgefahr" oder "Metastasen des Terrors" suggeriert wird, nicht nur um das Absprechen menschlicher Eigenschaften des Gegenübers, sondern um eine gezielte Dämonisierung: Wer will schon einen gefährlichen Krebs nähren? Wäre es nicht unvernünftig, wenn man ihn unbehelligt wachsen ließe? Die implizite, nicht notwendigerweise auszusprechende, aber immer vorhandene und subtil wirkende innere Logik hinter der Verwendung solcher Sprachbilder muss bedacht werden. Es wird nahe gelegt, dass es nicht nur plausibel, sondern sogar einzig vernünftig wäre, gegen diese Gefahr vorzugehen und sich sozusagen zu "verteidigen".

Mit diesem Hintergrundwissen würde ich Ihnen gerne folgendes *stern*-Titelbild zeigen (zu sehen sind Ahmadinejad, die Kuppel einer Moschee und ein Atompilz). Als ich vor ein paar Wochen auf einem Seminar, das sich mit dem Thema Rassismus beschäftigt hat, dieses Titelbild gezeigt habe, hat ein Teilnehmer die Meinung vertreten, er könne wirklich nicht

erkennen, wieso diese Darstellung rassistisch sein solle. Das Bild sei zwar reißerisch, aber eben nicht rassistisch oder diskriminierend. Was ändert sich, wenn wir zum Vergleich dieses Bild hier anschauen (Karikatur aus Al-Ahram, einer ägyptische Zeitung, 2003 (Website)). Hier ist den meisten sofort klar, dass das eine antisemitische Karikatur ist! Bei der *stern*-Titelseite wird ikonographisch aber ganz parallel gearbeitet: Wenn wir uns die beiden Grafiken mit dem Hintergrundwissen über Sinn-Induktionen anschauen, sehen wir in beiden Fällen ein Symbol für eine Religion bzw. ein religiöses Kollektiv, dann eine Person, deren Zugehörigkeit zu diesem Kollektiv relevant scheint und im Atompilz eine die Menschheit gefährdende Gefahr. Rassistisch sind die Darstellungen also, wenn die Zugehörigkeit zu einem religiösen Kollektiv in sinn-induktiver Weise (ursächlich) mit dem Verhalten von Politikern in Verbindung gebracht wird. Ganz klar besteht hier der suggerierte Zusammenhang, dass die Moschee (und damit der Islam) im einen, der Davidsstern im anderen Fall etwas mit der beschworenen Gefahr zu tun haben.

Nur merkt man es in Bezug auf Muslime kaum noch, weil es Usus geworden ist, allgemeine islamische Symbole mit den Themen kombiniert dazustellen, um die es gehen soll. Uns erscheint dann als Folge auch plötzlich „islamisch“ erklärbar, was vielleicht sozial, politisch oder sonst wie interpretiert werden müsste.

Dass viele an dieser Stelle mit dieser Analyse zögern würden, zeigt, wie effektiv Markierung und Fokussierung schon gewirkt haben. Wie gesagt, viele Themen, die von allgemeiner Relevanz sind, werden inzwischen fast nur noch im Kontext des Islams verhandelt und suggerieren allein durch die beständige Wiederholung die Relevanz des Muslim-Seins für den entsprechenden Kontext.

Genau diese Sinn-Induktion lag auch bei einigen der umstrittenen Muhammad-Karikaturen vor. Jeweils wird Muhammad als Symbol für den Islam mit anderen Motiven verknüpft – einmal mit Hörnern als Teufelssymbolik und einmal mit einer Bombe für Bombenlegerterrorismus. Hier wird wieder eine Gefahr visualisiert und verallgemeinernd auf die gesamte Gruppe der Muslime übertragen. Damit ist eine antiislamische Karikatur entstanden, die in ihrer Qualität manchen antisemitischen Karikaturen entspricht. Problematisch ist eine Karikatur also immer dann, wenn sie nicht einen konkreten Sachverhalt satirisiert oder kritisiert, sondern ein gesamtes Kollektiv für die Taten einzelner diffamiert.

In die Diskussion überleitend komme ich nun zur zweiten Leitfrage meines Inputs, die ich aber wesentlich kürzer behandeln will, schließlich würde ich hierzu gerne eine Debatte mit Ihnen anregen.

Zunächst stellt sich mir die Frage, ob Kontakt zwangsläufig dazu geeignet ist, Islamfeindschaft oder andere Rassismen abzubauen – ein paar Mal habe ich schon auf Argumente hingewiesen, die gegen eine Bejahung dieser Frage sprechen. Wenn wir über Islamophobie reden, sprechen wir von einem Phänomen, das in der sogenannten Mehrheitsgesellschaft entsteht und bestimmte Funktionen für diese erfüllt. In der Antisemitismusforschung ist es gelungen, das Phänomen Antisemitismus vom Judentum zu trennen. Das muss auch für Islamfeindschaft gelten – die Konstruktion eines Kollektivs ist anzugreifen, dieser Mechanismus liegt an der Basis von Islamfeindschaft – wie bei jedem Rassismus. Aus diesem Grunde ist auch ein Israel-Austausch kein wirksames Programm gegen Antisemitismus – zumindest in der Breite. Diese Ansicht würde geradezu die These stützen, dass Antisemitismus mit dem Verhalten von Juden zu erklären sei. Und außerdem glaube ich, dass man überall hingehen kann, um sich seine Stereotype zu bestätigen.

Und auch auf eine Sache will ich noch eingehen: Ich habe heute wenig Beispiele von Europäer- oder Deutschenfeindlichkeit bzw. Feindbilder gegen den Westen gebracht (die es natürlich auch gibt): Das liegt vor allem daran, dass ich nicht die Meinung vertrete, dass diese Ressentiments „das gleiche auf der anderen Seite“ sind, ein genaues Spiegelbild. Das wiederum liegt vor allem an meiner Rassismusdefinition zu der die Möglichkeit einer realen Diskriminierung zählt; also ein gesellschaftliches Machtverhältnis. Und auch heute müssen wir von einem ungleichen Machtverhältnis zwischen Muslimen und Nichtmuslimen ausgehen. Das gilt auf unterschiedliche Weise sowohl für Deutschland als auch international. Das hängt mit dem Kolonialismus und kolonialen Denkstrukturen zusammen. Wichtig dabei ist, dass koloniale Denkstrukturen nicht zwangsläufig bedeuten müssen, „die Anderen“ direkt abwerten zu wollen. Auch der Gedanke, „den Anderen“ helfen zu müssen und zu können trägt koloniale Züge. In diesem Zusammenhang bin ich über die Bezeichnung „Arbeitskreis Lernen und Helfen in Übersee“ gestolpert.

Vielleicht lohnt es sich auch, darüber nachzudenken, was Reisen bedeutet: Ich glaube, es handelt sich um eine ambivalente Sache – ein sich-interessieren einerseits, ein zum-Anschauungsobjekt-machen andererseits. Kurz: Das Verhältnis beruht nicht auf Reziprozität und Gleichwertigkeit – und das wiederum liegt am geschichtlichen Hintergrund, der diese Situation hergestellt hat. Wir sprechen aus und von unterschiedlichen Positionen – und als Privilegierte sollten wir dieses Verhältnis nicht negieren, um einfach so weiter zu machen wie zuvor.